

Gerhard Benetka

„... dass für die Kinder nur das Beste und Schönste gerade gut genug ist.“

Zu Karl Fallend/Klaus Posch, Hg., Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung. Wien: 2011 ff., Löcker

Im Oktober 2011 traten Opfer an die Öffentlichkeit: Zwei Schwestern erzählten, dass sie von 1971 an – die ältere der beiden war damals acht, die Jüngere gerade sechs Jahre alt – zusammen mit anderen Mädchen im Kinderheim der Stadt Wien im Schloss Wilhelminenberg über Jahre hinweg vergewaltigt worden seien. Die Täter seien Erzieher und fremde Männer gewesen, das Heimpersonal hätte nicht einfach nur weggeschaut, sondern an dem Missbrauch der Kinder sogar Geld verdient. Im Juni 2013 legte die zur Aufklärung der Vorfälle eingesetzte Untersuchungskommission unter dem Vorsitz der Richterin Barbara Helige ihren Endbericht vor.¹ Die Anschuldigungen über den fortgesetzten sexuellen Missbrauch von Kindern durch Hausangestellte und hauserterne Personen wurden weitgehend bestätigt, Hinweise auf „organisierte Zuhälterei“ konnten keine gefunden werden. Es dürfte aber, so zitierte *Der Standard* den Historiker und Mitarbeiter der Kommission, Michael John, „dutzende Male“ vorgekommen sein, „dass fremde Männer für sexuelle Handlungen an Kindern ins Heim gelassen wurden“.²

Der Bericht über das 1977 als Kinderheim geschlossene und heute als Viersterne Hotel geführte Schloss Wilhelminenberg passt in jenes Bild, das unabhängige Sozialwissenschaftler/innen in den vergangenen Jahren über die Heimerziehung im institutionellen Rahmen der Wiener Jugendwohlfahrt anhand einer großen Fülle von gesichtetem Material entworfen haben: Von der Stadt Wien selbst geführte und mit dem Jugendamt kooperierende private (überwiegend konfessionell gebundene)

Gerhard Benetka, Department für Psychologie, Sigmund Freud Privatuniversität Wien, Schnirchgasse 9a, 1030 Wien; gerhard.benetka@sfu.ac.at

„Vertragsheime“ aus dieser Zeit sind im Sinne von Goffman als „totale Institutionen“ zu bezeichnen.³ Die hier untergebrachten Kinder und Jugendlichen waren den verschiedensten Formen (struktureller, physischer, psychischer, sexueller und sexualisierter) exzessiver Gewalt ausgesetzt.⁴

Das Schloss Wilhelminenberg ist von hoher symbolischer Bedeutung. Bereits 1926 war das ehemalige Adels-Schloss in den Besitz der Stadt Wien gelangt und in eine Kinderherberge umgestaltet worden. Anlässlich der Eröffnung – am 12. November 1927, am Tag des Gedenkens an die Ausrufung der Republik – hatte der für das Wohlfahrts- und Gesundheitswesen zuständige Amtsführende Stadtrat, Anatom und Universitätsprofessor Julius Tandler, voller Stolz die Gelegenheit genutzt, den programmatischen Anspruch der Kinder- und Jugendfürsorge im Roten Wien zu wiederholen:

„Auch dieses Haus hat seine Geschichte. Vor hundert Jahren hat ein Fürst an diesem Orte ein Schloss errichtet, weil die Ärzte sagten, dass hier sein krankes Kind genesen werde. Was seinerzeit für ein einziges Kind geschaffen wurde, dient heute allen fürsorgebedürftigen Kindern der Stadt Wien. [...] Vielleicht wird mancher über die Pracht erstaunt sein. Wir haben die Pflicht, für unsere Kinder zu sorgen, und sind der Meinung, dass für die Kinder nur das *Beste* und *Schönste* gerade gut genug ist.“⁵

Das Beste und Schönste – eben ganz dem am Eingang der Kinderübernahmestelle im 9. Wiener Gemeindebezirk buchstäblich in Stein gemeißelten Motto der sozialistischen Fürsorgepolitik entsprechend: „Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder.“

Der faschistische Ständestaat zögerte nicht, das sozialistische Prestigeprojekt zu beenden: 1934 wurden die der städtischen Fürsorge überantworteten Kinder ins Zentralkinderheim umgesiedelt und im Schloss wurden die Wiener Sängerknaben untergebracht. Während des Zweiten Weltkriegs diente das Palais dann als Heereslazarett, nach 1945 – erneut unter sozialistischer Stadtverwaltung – eben wieder als Kinderheim.

Was ist, so fragt man sich, aus dem Wiener Fürsorgemodell, aus den Ansprüchen von einst geworden? Die Kinder-Paläste der zwanziger und frühen dreißiger Jahre – nach 1945 sind sie unter Tandlers politischen Erben zu einem Hort menschenverachtender Brutalität verkommen. Wie nur konnte so etwas geschehen, so etwas möglich sein?

Die kritische Erforschung der Geschichte der Professionalisierung der Sozialarbeit in Österreich steht noch aus. Zentraler Bestandteil einer solchen Geschichte werden jedenfalls u. a. auch jene wissenschaftlichen Diskurse sein, auf die die Praxis der Sozialarbeit zur Legitimierung des eigenen Tuns und Lassens historisch je

spezifisch Bezug nimmt. In diesem Zusammenhang von Wissenschaft und Berufspraxis könnte nun auch ein Ansatz zur Erklärung des so eklatanten Versagens der Jugendwohlfahrt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu finden sein: Mit der im austrofaschistischen Ständestaat begonnenen und dann in der Nazi-Zeit systematisch erfolgten Austreibung der kritischen Vernunft aus den sozialarbeitsnahen Wissenschaften – der Psychoanalyse, Psychologie, Soziologie, Pädagogik etc. – oder, allgemeiner formuliert: mit der gewaltsam erzwungenen Emigration „von Wissenschaftler/innen, die sich auch in emanzipatorischen sozialen Projekten engagiert haben“ (Fallend, 2012, S. 9), war ein irreversibler Verlust an eben jenem intellektuellen Potential verbunden, das sich in der Zwischenkriegszeit als Korrektiv einer schlechten sozialen Praxis gerade auch im Bereich der Fürsorge entwickelt und zum Teil auch schon gut bewährt hatte. In der von Karl Fallend und Klaus Posch am Studiengang Soziale Arbeit an der FH Graz herausgegebenen Schriftenreihe *Zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung* wird die Blütezeit wissenschaftlich begründeter Ansätze zu einer sozialarbeiterischen bzw. sozialpädagogischen Reformarbeit in den 1920er und frühen 1930er Jahren aufgearbeitet – und damit der durch den Faschismus bedingte Bruch thematisiert, der die trübe Gegenwart der 1950er, 1960er und 1970er Jahre von der einst so viel Gutes verheißenden Vergangenheit abtrennt. Band 1 der Schriftenreihe ist August Aichhorn (1878–1949) gewidmet, dem großen Pionier einer gewaltfreien Erziehung von schwierigen, sozial auffälligen Kindern und Jugendlichen. Aichhorn leitete eine Erziehungsanstalt im heutigen Hollabrunn, wo in einem ehemaligen Kriegsbarackenlager von 1919 bis zu ihrer Auflösung im Frühjahr 1921 etwa 1000 vorwiegend delinquente Jugendliche untergebracht waren. Gleichzeitig begann er sich für die Psychoanalyse zu interessieren. Sein weiteres Lebenswerk gibt Zeugnis davon, wie und mit welchem Nutzen die Freudsche Theorie zur Fundierung der sozialpädagogischen Praxis Anwendung finden kann. Die Überzeugung, die für seine Arbeit in Bezug auf Erziehungseinrichtungen bestimmend wurde, war denkbar einfach: Wenn Kinder und Jugendliche aus bestehenden Anstalten ständig ausreißen, dann wohl deshalb, weil das „Draußen“ ihnen besser erscheint als das „Drinnen“. Um sie festzuhalten, müssen die alten „Besserungsanstalten“ nicht zu totalen Gefängnissen ausgebaut, sondern, im Gegenteil, so umgestaltet werden, dass es für die Zöglinge drinnen eben besser ist als draußen.

Aichhorns Rolle bei der Bewahrung und Verwaltung der verbliebenen Reste der von den Nazis aus Wien vertriebenen Psychoanalyse ist im Kontext der Aufarbeitung der Geschichte der Psychoanalyse im Nationalsozialismus inzwischen gut dokumentiert.⁶ Er starb 1949, ohne dass es im gelungen war, wie Karl Fallend schreibt, „die abgerissenen Fäden zur wissenschaftsgeschichtlichen Blütezeit der 1920er Jahre“ wieder zusammenzuknüpfen. „Der Versuch, [...] sein Werk durch die

Gründung einer August-Aichhorn-Gesellschaft am Leben zu erhalten, blieb ohne Nachhaltigkeit.“ (Fallend, 2012, S. 10)

Von Aichhorn tief beeindruckt und beeinflusst war Ernst Federn (1914–2007) – Sohn des Psychoanalytikers und engen Mitarbeiters Freuds, Paul Federn – der, einem Rat Aichhorns folgend, 1937 ein Studium der Heilpädagogik in Wien aufgenommen hatte. Nach dem so genannten Anschluss wurde Federn – er war schon im Austrofaschismus wegen seiner illegalen politischen Arbeit in trotzkistischen Gruppen für insgesamt 12 Monate in verschiedenen Wiener Gefängnissen inhaftiert – zunächst in das KZ Dachau verschleppt und im Herbst 1938 im KZ Buchenwald interniert, wo er bis zur Befreiung sieben Jahre Lagerhaft überlebte. Eine Ausbildung zum Sozialarbeiter konnte er erst von 1948 an in den USA absolvieren, wohin er aus Furcht vor stalinistischer Verfolgung im zum Teil von den Sowjets besetzten Wien emigriert war. Auf den im Vergleich zu Europa sehr verschiedenen Kontext, in dem sich die Sozialarbeit als Profession in den USA im Verlauf des 20. Jahrhunderts entwickelte, hat Federn, wie man in dem von Bernhard Kuschey betreuten und mit einer kurzen Einleitung versehenen zweiten Band der Grazer Schriftenreihe (Kuschey, 2012) nachlesen kann, in eigenen Vorträgen und Schriften⁷ aufmerksam gemacht. Vor allem aber hat er auch darauf hingewiesen, dass die in den USA vorherrschende Methode der vertiefenden Einzelfallhilfe (Case-Work) zunächst völlig unabhängig von der Psychoanalyse oder anderen tiefenpsychologischen Schulen entstanden war. Das Interesse amerikanischer Sozialarbeiter für Psychologie sei allerdings von je her groß gewesen, deshalb haben europäische Psychoanalytiker schon von den 1920er Jahren an auf den weiteren Entwicklungsgang des Fachdiskurses und damit auf die Sozialarbeiterausbildung Einfluss nehmen können.

Eben diesen europäischen Einflüssen ist Karl Fallend in seinen als dritter Band der Schriftenreihe erschienenen biografischen Studien über die amerikanischen Pionierinnen der Sozialarbeit Caroline Newton, Jessie Taft und Virginia Robinson nachgegangen (Fallend, 2012). Caroline Newton (1893–1975) war im Mai 1921 als Mitarbeiterin einer US-amerikanischen Quäker-Organisation nach Wien gekommen, um die Verteilung von Lebensmittelspenden an notleidende Kinder zu organisieren. Bereits vor ihrer Ankunft hatte sie mit Freud Kontakt aufgenommen. Nach einem ersten persönlichen Zusammentreffen mit ihm nahm sie ihre Analyse bei Otto Rank auf. Gegen Ende ihres Aufenthalts in Österreich, am 27. Februar 1924, referierte sie vor der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* über „Die Anwendung der Psychoanalyse auf die soziale Fürsorge“, worauf sie als ordentliches Mitglied in den Verband aufgenommen wurde. Auf Freud schien (obwohl er vermutlich persönlich gar nicht anwesend gewesen war) Newtons Vortrag durchaus Eindruck gemacht zu haben, vor allem ihre Forderung, dass angehende Sozialarbeiter im Zuge ihrer Studiums u. a. auch eine Eigenanalyse machen sollten. Jedenfalls kam Freud

eben darauf in seiner Streitschrift *Die Frage der Laienanalyse*⁸ zu sprechen: Vielleicht, so heißt es dort, „kommt noch einmal ein Amerikaner auf den Einfall, es sich ein Stück Geld kosten zu lassen, um die social workers seines Landes analytisch zu schulen und eine Hilfstruppe zur Bekämpfung der kulturellen Neurosen aus ihnen zu machen“. Weil Caroline Newton ausgerechnet zu jener Zeit in Wien war, als Otto Rank und Sandor Ferenczi ihre Vorschläge zu einer Umgestaltung der psychoanalytischen Technik präsentierten⁹ und sie selbst sich in den aufkeimenden Diskussionen auf die Seite der Neuerer schlug, ist die Geschichte, die Fallend anhand des Materials umfangreicher Recherchen in einschlägigen US-amerikanischen Archiven für die Leser/innen ausbreitet, auch für die Historiografie der Psychoanalyse im engeren Sinn von Belang. Dies gilt insbesondere für jene Teile des Buches, in denen er über die Biografien von Jessie Taft (1882–1960) und Virginia Robinson (1883–1977) rekonstruiert, wie Otto Rank mit seiner nach der Trennung von Freud entwickelten „Willenstherapie“ Einfluss auf die Ausbildung von Generationen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern an der *Pennsylvania School of Social Work* in Philadelphia nehmen konnte.

Dass die in den USA seit den 1920er Jahren propagierten und dann mit Tiefenpsychologie verschiedenster Provenienz angereicherten Methoden der Einzelfallhilfe (Case Work) erst am Ende der 1950er bzw. Anfang der 1960er Jahre – und damit im Vergleich mit anderen europäischen Ländern verspätet – in der Wiener Jugendfürsorge rezipiert wurden, ist für Gudrun Wolfgruber (2013) – und damit passt ihr Text sehr gut in den übergreifenden Argumentationszusammenhang der Schriftenreihe – eben auch durch die „abgerissenen Fäden“ zu einer sich in den 1920er Jahren herauskristallisierenden eigenständigen Tradition einer an der Wahrung und dem Schutz der einzelnen Persönlichkeit orientierten Fürsorgepraxis bedingt. Was hierzulande an Ansätzen zu einer modernen Sozialarbeit hervorgebracht wurde, ist nach 1934 bzw. nach 1938 so gründlich vertrieben worden, dass es nach 1945 als etwas völlig Neues vor allem aus dem angelsächsischen Sprachraum wiederangeeignet werden musste. Ernst Federns Biografie scheint darauf gut zu passen: An der *New Yorker School of Social Work* an der *Columbia University* zum Sozialarbeiter ausgebildet, kehrte er auf Einladung seines früheren Freundes, des damaligen Justizministers Christian Broda Anfang der 1970er Jahre nach Wien zurück, um hier sein im Grunde vom Geist der europäischen Psychoanalyse durchtränktes Wissen für die in der Ära Kreisky in Angriff genommene Reform des Strafvollzugs zur Verfügung zu stellen.

Eindrucksvoll lässt sich die These vom Abbruch einer eigenständigen Wiener Tradition am Beispiel von Ilse Arlt (1876–1970) explizieren. Untrennbar sind, wie es Maria Maiss in ihrer Einleitung zum vierten Band der Schriftenreihe darstellt, mit ihrer Biografie zum einen die Anfänge der Herausbildung des Berufsbilds der Für-

sorgerin verbunden – Anfänge, die sich neuen Vorstellungen von der gesellschaftlichen Rolle der Frau in der bürgerlichen Frauenbewegung verdanken – zum andern aber auch schon die ersten Schritte zur Professionalisierung des neuen Berufs: 1912 hatte die aus einer angesehenen Ärzte-Familie stammende Autodidaktin mit ihren zweijährigen *Vereinigten Fachkursen für Volkspflege* die erste Schule für Fürsorgefrauen in Österreich begründet. Ihre – ihrem Selbstverständnis nach – „naturwissenschaftliche“, d. h. nichts anderes als auf konkrete Tatsachen bezogene Armutsforschung setzte am menschlichen Konsumverhalten an, an der Art und Weise also, wie Menschen ihre Bedürfnisse befriedigen. Ziel war es, anhand einer erschöpfenden Liste von menschlichen Grundbedürfnissen objektiv zu eruieren, ob und in welchem Grade, z. B. schon unter oder gerade noch über eine bestimmte Notgrenze hinaus, jedes einzelne der darin angeführten Bedürfnisse befriedigt werden kann. Tatsächlich entwickelte sie damit, wie zeitgenössische englische Fachkommentatoren damals konstatierten, eine eigenständige Variante dessen, was im angelsächsischen Case-Work als „soziale Diagnose“ bezeichnet wurde. Mit dem so genannten Anschluss fand Arlts Arbeit ein jähes Ende. In ihren unveröffentlichten autobiografischen Aufzeichnungen, vermutlich aus dem Jahr 1953, erinnerte sie sich: „Zunächst wurde die Schule einem kommissarischen Leiter unterstellt, dann von einem Tag zum anderen aufgelöst. Veröffentlichungen oder Unterrichten wurden mir wegen eines jüdischen Großelternanteiles untersagt. So war mein Lebenswerk zerstört, für lange Zeit auch meine Gesundheit.“ (zit. n. ebd., S. 41)

Jeder einzelne Band für sich – bei den Büchern über Aichhorn, Federn und Arlt handelte es sich um Sammlungen von Originalschriften, die von den jeweiligen Herausgebern mit einer ausführlichen biografischen und werkgeschichtlichen Einleitung versehen wurden, bei den Büchern von Fallend (2012) und Wolfgruber (2013) um eigenständige Monografien – ist lesenswert; angesichts des Umstands, dass in den gegenwärtigen Lehrplänen an den Fachhochschulen – und das im Übrigen auch in Graz! – Lehrveranstaltungen zur Geschichte der Profession fehlen, muss man der ganzen Reihe vor allem auch eine weite Verbreitung unter den Studierenden wünschen.

Anzumerken bleibt, dass einzelne Bausteine zu einer Geschichte der Sozialarbeit eine kritische, d. h. vor allem auch eine von berufs- und wissenschaftspolitischen Ideologie sich frei haltende Gesamtdarstellung nicht ersetzen können. Mit einer solchen Gesamtdarstellung würde sich schließlich auch zeigen, dass die die bisher erschienenen Einzelbände verbindende Denkfigur des Traditionsbruchs zu einfach und letztlich in dieser Allgemeinheit nicht zu halten sein wird. Was etwa bei der Beschäftigung mit der Wiener Jugendfürsorge im Nationalsozialismus ins Auge sticht, ist er Umstand, dass die im Roten Wien geschaffene Infrastruktur weitgehend unverändert für die „Befürsorgung“ von „nicht-gemeinschaftsfähigen“ Kindern

und Jugendlichen im Sinne des nationalsozialistischen Rassenwahns übernommen werden konnte. Die im Nationalsozialismus erfolgte Zusammenlegung von Wohlfahrts- und Gesundheitswesen zieht bloß die Konsequenz daraus, dass beide Sektoren schon zu Zeiten der Tandlerschen Sozialpolitik – wenn auch formell voneinander getrennt – als eng miteinander verknüpft konzipiert worden waren. Der von Sieder und Smioski verfasste Bericht über die aktuell in den Fokus der Öffentlichkeit gerückten Gewaltexzesse gegen Kinder in Erziehungsheimen der Stadt Wien geht über die in den vorliegenden Einzelstudien erarbeiteten kritischen Gesichtspunkte hinaus, indem er nicht nur die Kontinuität normativer Vorstellungen von Familie über die politischen Zäsuren von 1918, 1934, 1938 und 1945 hinweg thematisiert, sondern auch die Kinder- und Jugendwohlfahrt – unabhängig von den Selbstinterpretationen der Akteurinnen und Akteure – als integrativen Bestandteil einer umfassenden Bevölkerungs-, im Foucaultschen Sinne: Bio-Politik aufweist.¹⁰

Die Wahl einer geeigneten theoretischen Perspektive ist wichtig, um die vielen Widersprüche, die der Geschichte der Sozialarbeit inhärent sind, nicht zum Verschwinden zu bringen. In Studien über die so genannte Kindereuthanasie *Am Spiegelgrund*¹¹ konnte gezeigt werden, dass ausgerechnet über den Bereich der Erziehungsberatung im Jugendwohlfahrtssystem des Roten Wien die Einbindung der wissenschaftlichen Psychologie in den Kindermord der Nazis angebahnt wurde. Für den Aufbau dieses Sektors der Jugendarbeit ist ab 1922 August Aichhorn verantwortlich gewesen. Nun hat Aichhorn in dieser Zeit mit wissenschaftlichem Anspruch über das geschrieben, worüber Praktiker in der Kinder- und Jugendwohlfahrt in den zwanziger, dreißiger und dann auch vierziger Jahren in den Berichten, die sie verfassten, tagtäglich gesprochen haben: über „verwahrloste“ Jugend.¹² Sieder und Smioski zeigen, wie sehr sich gerade die inhaltliche Unbestimmtheit des Begriffs der Verwahrlosung als funktional für die gewalttätige Disziplinierung von Kindern und Jugendlichen aus sozial unterprivilegierten Schichten über die Jahrzehnte hinweg erwiesen hat.¹³ Eben mit diesem unscharfen Konzept hat aber Aichhorns Buch nicht das Geringste zu tun. Wie aber kann dann seine Auffassung, den Verwahrlosten „nicht mehr vom Standpunkt einer sich durch ihn geschädigt fühlenden Gesellschaft, sondern als hilfsbedürftige Person“ anzusehen, wie Wolfgruber (2013, S. 33) schreibt, „richtungsweisend“ gewesen sein? Die diskursiven Praktiken sind vor und nach dem Erscheinen des Buches offenbar die gleichen geblieben: Kinder und Jugendliche vorwiegend aus proletarischem Milieu wurden weiterhin – und das über das an das Erscheinen von Aichhorns Buch (1925) sich unmittelbar anschließende „rote“ Jahrzehnt der Fürsorge hinweg wie über das folgende „schwarze“ und „braune“ – als asozial oder dissozial denunziert und in das bestehende Zwangssystem der Wohlfahrt gewaltsam eingepasst. Zu fragen ist also, inwiefern die damals zeitgenössische sozialpädagogische Praxis Aichhorns Konzept der

„Verwahrlosung“ überhaupt zur Kenntnis genommen hat. Und wenn, welche Teile davon. Oder umgekehrt: Was an Aichhorns wissenschaftlichen Konzepten könnte sich für die Aufrechterhaltung des Status quo als funktional erwiesen haben? Etwa der Umstand, dass die Psychoanalyse mit wissenschaftlichem Anspruch das normative Ideal der Kleinfamilie als biologischen Sachverhalt zu rechtfertigen scheint? Das, was in Büchern als Ideal einer zukünftigen Praxis dargestellt wird, ist in der historischen Analyse jedenfalls von der tatsächlichen Praxis selbst zu unterscheiden: Es gibt wissenschaftliche Diskurse und diskursive Praktiken, die sich darauf beziehen. Dass sich Praktiker auf Wissenschaft beziehen, kann die Wissenschaft selbst nur anregen, sie kann aber aus sich selbst heraus nicht bestimmen, *wie* die Praxis auf sie Bezug nehmen soll. Eben dieses Wie gilt es in historischen Studien zu untersuchen. Mag sein, dass das gängige Schema von Kontinuität und Bruch über die großen historischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts hinweg die Forschung für diese Differenzierung blind macht – und damit blind dafür, dass Brüche in den wissenschaftlichen Diskursen durchaus einer sich kontinuierlich entwickelnden, in ihrer gesellschaftlichen Funktion aber gleichbleibenden fürsorgerischen und sozialpädagogischen Praxis parallel gehen können.

Anmerkungen

- 1 Endbericht der Kommission Wilhelminenberg Juni 2013.
- 2 Der Standard, Internetausgabe vom 12.6.2013.
- 3 Erving Goffman (1961), *Asyle*. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt am Main 1973.
- 4 Reinhard Sieder/Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt*. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien, Innsbruck/Wien/Bozen 2012.
- 5 Arbeiter-Zeitung, Mittagsblatt vom 14.11.1927, 5.
- 6 Vgl. Karl Fallend, *Abgerissene Fäden*. Psychoanalyse in Österreich nach 1938. Biografische Einsichten, in: *Werkblatt*, 20 (2003) 78-119; Mitchell G. Ash, Hg., *Materialien zur Geschichte der Psychoanalyse in Wien 1938–1945*, Frankfurt am Main 2012.
- 7 Vgl. Ernst Federn (1990), *Geschichtliche Bemerkungen zum Thema Psychoanalyse und Sozialarbeit*, in: Bernhard Kuschey, Hg., *Sozialismus, KZ, Psychoanalyse und Sozialarbeit*. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 2. Wien 2012, 107-118.
- 8 Sigmund Freud (1926), *Zur Frage der Laienanalyse*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Band XIV. Frankfurt am Main 1999, 207-284.
- 9 Otto Rank/Sándor Ferenczi (1924), *Entwicklungsziele der Psychoanalyse*. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis, Wien 1996.
- 10 Sieder/Smioski, *Der Kindheit beraubt*.
- 11 Gerhard Benetka/Clarissa Rudolph, *Kontinuität oder Bruch? Zur Geschichte der Intelligenzmessung im Wiener Fürsorgesystem vor und in der NS-Zeit*, in: Ernst Berger, Hg., *Verfolgte Kindheit*. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung, Wien 2007, 15-40; dies., *Zur Geschichte des Wiener Jugendamts*, in: Berger, Hg., *Verfolgte Kindheit*, 47-88; dies., „Selbstverständnis ist vieles damals geschehen ...“ Igor A. Caruso Am Spiegelgrund, in: *Werkblatt*, 25 (2005), 5-45.

- 12 August Aichhorn (1925), *Verwahrloste Jugend*. Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 9. unveränderte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien 1977.
- 13 Sieder/Smioski, *Der Kindheit beraubt*, 25 ff.

Besprochene Bücher

- Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. *Pionier der psychoanalytischen Sozialarbeit*. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 1, Wien 2011.
- Bernhard Kuschey, Hg., *Sozialismus, KZ, Psychoanalyse und Sozialarbeit*. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 2, Wien 2012.
- Karl Fallend, Caroline Newton, Jessie Taft, Virginia Robinson. *Spurensuche in der Geschichte der Psychoanalyse und Sozialarbeit*. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 3, Wien 2012.
- Maria Maiss, Hg., Ilse Arlt. *Pionierin der wissenschaftlich begründeten Sozialarbeit*. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 4, Wien 2013.
- Gudrun Wolfgruber, *Von der Fürsorge zur Sozialarbeit*. Wiener Jugendwohlfahrt im 20. Jahrhundert. Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung Band 5, Wien 2013.